

Dienstag, 13. Oktober. Die „Volks-Zeitung“ erscheint täglich mit Mal — Morgens und Abends — mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Festtagen. Expedition: Stellen: W. Schwanke 100 und Kronenstr. 46. Redaktion: W. Schwanke 105. Redakteur: S. Goldheim in Berlin. Für den Anzeigenteil verantwortlich: Oskar Lütke in Berlin. Druck und Verlag der „Volks-Zeitung“, Aktien-Gesellschaft, Berlin W., Kronenstr. 105.

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Berlin. 1891. — 39. Jahrgang.

Abonnementspreis für Berlin: Vierteljährlich incl. Postgeb. 4 Mark — 3/4, Monats 1 „ 35, Wochen 35 „ 5. Beim Verkauf von der Expedition: Quart. 3.25 Mt., Monat 1.10 Mt., Woche 30 Pf. Bei allen Postanstalten: in Preußen ganz Deutschland und Österreich 3/4 Quartal 4.50 Mark, monatlich 3 Mark, dritte Monat 1.50 Mark. Einzige Nummer: 10 Pfennig.

Mit der Gratis-Beilage: Illustriertes Sonntagsblatt.

Insertionsgebühr: Für die gewöhnliche Zeit 40 Pfennig.

Rudolf Virchow

(geb. den 13. Oktober 1821.)

Als Franz Ziegler am 4. Februar 1874 seinen achtzigsten Geburtstag feierte, Freunde und Kampfgesellen dankend münzte, da fiel sein durchdringender Blick auf Virchow, dessen Ruf seinen stolzen Gürtel um den Erdball schlingt und der es vermag, in jeder Stunde wieder einfacher Bürger zu sein, wie Humboldt, der den Lorbeer aus dem Silberhaar nahm und sich als Wahlmann dritter Klasse mit zwanzig Positionen beurlaubte.

Ein Fürst der Wissenschaft und ein Bürger des Vaterlandes und der Menschheit — in diesen Worten läßt sich die Bedeutung Rudolf Virchow's zusammenfassen.

Und es war ein symbolisches Walten des Schicksals, daß eine seiner ersten öffentlichen Taten gleich wissenschaftliche Forschung und praktische Wirksamkeit für das Gemeinwohl in uniger Verbindung zeigte. Es waren die Mitteilungen über den Hungertypus in Ober-Schlesien, die fruchtbarsten Studienreise, die er 1848 im Auftrage der preussischen Regierung zur Unterjüngung der Ursachen jener Epidemie unternommen hatte. Wenige Jahre später (1852) lieferte er im Auftrage der bairischen Regierung eine ähnliche Arbeit über die Rot im Spezzart und schloß sie mit dem eindringlichen Satz ab: „Bildung, Wohlstand und Freiheit sind die einzigen Garantien für die dauerhafte Gesundheit eines Volkes.“

Virchow war auch einer der ersten Gelehrten, wenn nicht überhaupt der erste deutsche Forscher, der zeitlich befreit war, die Goldbarren der Wissenschaft in gangbare Münze umzuwandeln und seine reichen Kenntnisse in allgemein verständliche Fassung den breitesten Schichten des Volkes zugänglich zu machen. In diesem Bestreben schloß er sich bereits vor 1848 dem jungen Handwerkerverein an, dem er bei seinem Wiedererleben im Jahre 1859 wieder seine unerschöpfbare Tätigkeit zuwandte. Auf diese seine Wirksamkeit als Lehrer des Volkes blüht der Gelehrte noch heute mit gerechtem Stolz, wie er es denn in einer sehr beherzigungswerten Jubiläumrede im Berliner Handwerkerverein als besonderes Verdienst sich anrechnete, für das Bestreben habendurchgehend gewesen zu sein, daß heute kein Gelehrter mehr Bedenken trägt, seine wissenschaftlichen Leistungen in einer dem Laien verständlichen Sprache vorzutragen.

Ein Mann, der mit Bewußtsein seine wissenschaftliche Tätigkeit in den Dienst des Volkes und der allgemeinen Wohlfahrt stellte und der mit peinlicher Gewissenhaftigkeit den sozialen Missständen nachspürte, ein Mann, in dessen Brust eine edle Begeisterung für sein Vaterland, für seine Mitbürger glühte, konnte selbstverständlich nicht teilnahmslos bei Seite stehen bleiben, als die Bewegung im März 1848 die deutsche Nation durchwogte. Er war es, woran heute wohl niemand denken mag, der bei den Wahlen zur ersten preussischen Volksvertretung die Stimme der Berliner Wähler zuerst auf Waldeck Lütke, als den geeignetsten Mann, um auf den

Grundlagen des Rechtes und der Freiheit das neue zwischen Krone und Volk geschaffene Verhältnis zu regeln und die demokratisch-konstitutionelle Monarchie zu organisieren. Er selbst konnte wegen seiner Jugend eine auf ihn gefallene Wahl nicht annehmen, wirkte aber mit großer Energie in den Reihen der demokratischen Partei, der er unentwegt treu geblieben ist. In der schweren Zeit der Reaktion vertiefte er sich ganz in wissenschaftliche Arbeiten und Forschungen, die außer der Medizin auch der Anthropologie und Gesundheitspflege galten.

Aber als die Reaktion abgewirtschaftet und die Schwäche des ihr nachfolgenden matten Liberalismus eine neue Krisis in unserem Staatsleben heraufbeschwor, da trat er wieder in den Vordergrund des politischen Lebens. Er war es, der jener Versammlung am 6. Juni 1861 präsierte, in der unter lebhafter Mitwirkung von Schulz-Delitzsch und Hoyerbald die deutsche Fortschrittspartei begründet wurde. Es hieß eine vollständige Geschichte der Fortschrittspartei und der deutsch-freimüthigen Partei schreiben, wollten wir auch nur annähernd den Anteil verzeichnen, den Virchow seitdem an den Kämpfen um das Verfassungsrecht, für die Geltendmachung demokratischer Grundzüge gehabt hat. Schon in der ersten kurzen Legislaturperiode des Jahres 1862, die mit der Auflösung des eben erst gewählten Abgeordnetenhauses infolge des Hagen'schen Antrages schloß, war Virchow Mitglied des Hauses und trit energisch dafür, daß das Budgetrecht der Volksvertretung zu einer vollen Mächtigkeit gemacht werde. Er wurde auch bald Vorsitzender der Budgetkommission.

Wenn seitdem richtiger Grundfeste in der Kontrolle des Staatshaushalts zur Geltung gekommen sind, so ist dies hauptsächlich sein Verdienst. Schon frühzeitig entwickelte Virchow alle jene Eigenschaften, die ihn zu einem hervorragenden, schneidigen Redner hinpeln, freilich nicht zu einem jener Schönerer, denen die Sprache mehr als die Sache gilt. Wüher auf die Budgetfragen richtete sich Virchow's Tätigkeit vornehmlich auf die gesunde Entwicklung der Volksschule, für deren Befreiung von fruchtigen Fesseln er allezeit nachdrücklich eingetreten ist. Noch in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 8. Mai d. J. nahm er bei der Etatsberatung die Gelegenheit wahr, den Dunkelmännern des Zentrums seinen Standpunkt anzudeuten und klar zu legen. Er bezeichnete die Ausführung des Zentrum'sabgeordneten Kammann'schen Antrages, daß der Mensch dazu da sei, um sich für den Himmel vorzubereiten und dies die Aufgabe des Seminarlehres vornehmlich sei, als absolut unverständlich und bemerkte dagegen: „Die Menschen sind dazu da, um Menschen zu sein. Das ist die erste Aufgabe; dafür haben sie sich vorzubereiten, und wenn sie das in ordentlicher Weise machen, so werden sie wahrnehmlich auch schließlich in den Himmel kommen.“ In diesem Sinne hatte Virchow auch trotz mancher Bedenken sich auf die Seite der Regierung im Kampfe zwischen Staat und römischer Kirche gestellt. Zu dem von ihm verfaßten Auftruf der Fortschrittspartei charakterisierte er ihn als einen „großen Kulturkampf der Menschheit“, und seine Schuld war es nicht, wenn dieser Kampf des Staates

mit der kirchlichen Hierarchie in Maßregeln polizeilicher Natur ausartete und schließlich durch das Bedürfnis des künftigen Bismarck, das Zentrum für seine politischen und wirtschaftlichen Pläne zu gewinnen, der allmählichen Verumpfung anheimfiel.

Ein Jahr vor Ausbruch des großen Krieges mit Frankreich, am 20. Oktober 1869, brachte Virchow den sogenannten Abrüstungsantrag im Abgeordnetenhause ein, der immer wieder von den politischen Gegnern ihm und der deutsch-freimüthigen Partei zum Vorwurf gemacht wird. Dieser Antrag forderte die preussische Regierung auf, „in Erwägung, daß die dauernde Erhaltung der Kriegsbereitschaft fast aller Staaten Europas nicht durch die gegenseitige Einsicht der Völker, sondern nur durch das Behalten der Kabinete bedingt wird, dahin zu wirken, daß die Ausgaben der Militärverwaltung entsprechend beschränkt werden und durch diplomatische Verhandlung eine allgemeine Abrüstung herbeigeführt wird.“

Es ist von Wichtigkeit, gerade in diesem Augenblicke an den Virchow'schen Abrüstungsantrag zu erinnern, weil Anzeichen dafür vorliegen, daß der Zeitpunkt nicht mehr so fern sein dürfte, wo die Nothwendigkeit die Regierungen und Völker zwingen wird, auf die in demselben Gelegenheit, sehr zurechtfindenden Grundgedanken einzugehen. Nur Unverstand oder Verlogenheit sind im Stande, immer wieder aus dem Antrage herauszufallen, daß Virchow mit demselben das Vaterland waffenlos seinen Feinden preisgegeben hätte.

Erst im Jahre 1880 entschloß sich Virchow auf das dringende Zureden seiner politischen Freunde, ein Mandat zum Reichstage vom zweiten Berliner Wahlkreise anzunehmen, der ihm auch stets treu geblieben ist. Hier wie im Abgeordnetenhause ist Virchow noch immer der Vorsteher im Kampfe, wenn es sich um die Vertiefung der Volksrechte und um die Verminderung der Volkslasten handelt.

Noch müssen wir aber mit einem Worte der unsterblichen Verdienste gedenken, die sich der große Bürger um das Gemeinwesen, in dessen Dienst er nunmehr 32 Jahre steht, erworben hat. Er wurde im Jahre 1859 in die Berliner Stadtvorordnetenversammlung gewählt, die damals nur sehr wenige Männer zählte, die Bürgerlos und Freisinn genug besaßen, um ohne ängstliches Aufblicken nach oben nur das Wohl der Stadt ins Auge zu fassen. Er brachte sofort einen frischen, kräftigen Zug in die städtische Verwaltung. Es dauerte gar nicht lange, so wurde der berühmte Kollege, der durch sein Organisations-talent, durch seinen reichen Ueberblick, durch sein scharfes Eindringen in die finanziellen Verhältnisse sehr bald Allen imponierte, der geistige Führer einer Schaar von Männern, welche in dem Bestreben einig waren, die Hauptstadt des Landes einem mächtigen Aufschwung entgegenzuführen. In welcher glänzender Weise dies gelungen ist, weiß Jedermann im In- und Auslande. Und wenn Berlin unter dem freisinnigen Stadtvorgänger zu der größten, schönsten und gesündesten Städte Europas sich entwickelt hat, so gebührt unserm Virchow ein hervorragender Anteil an den Bemühungen, dieses Ziel zu

Nachdruck verboten

Daphne.

Nach A Diplomat's Diary by Julien Gordon, deutsch bearbeitet von Friedrich Spielhagen. (Fortsetzung.)

Wir begegneten dem Schlichten des amerikanischen Botenführers mit den schwarzen Orloff-Trabern, blauen Zeugjägeln, fettem Kuttiger, Bärenpelzen und Jäger — eine stattliche Equipage. Eine Dame mittleren Alters lag neben ihm, wahrscheinlich seine Frau. Ich erinnere mich jetzt, daß die Leute morgen Empfangstag haben und daß ich mich vorstellen muß.

Anstandsvisiten bei uninteressanten Leuten sind der Dorn meines Berufes. Man sagt mir, daß diese Amerikaner sehr respektable, korrekte, wohlherzogene Leute sind. Aber ich interessiere mich herzlich wenig für die Nation, die sie repräsentieren. Ihre Exzentrizitäten sind „nil“ und ihre Intimitationen mir gründlich antipatisch. Sie sind ein merkwürdiges Volk, aber haben nichts Sympathisches. Ich habe niemals das geringste Verlangen gehabt, sie in ihren vier Wänden aufzusuchen und noch weniger in ihrem eigenen Lande. Doch will ich morgen auf fünfzehn Minuten hingehen. Höflichkeit ist so billig. Frisch! Höflichkeit kostet manchmal sehr viel. Zum Beispiel meine zu Madame Natalie. Das kann mir, wenn sie ihrem Geschlechte treu bleibt, noch teuer zu stehen kommen.

Ich werde nicht das Spiel der Rame einer vererbten Frau sein, denn jetzt habe ich ihre Einbildungskraft in Bewegung gesetzt. Sie denkt an mich zu dieser Stunde und flücht über meine Niederlage. Ihre Liebhaber, die sie heute Nacht mit Zuvellen und Blumen überschütten, werden mit allen ihren Gaben vollige Schlade in ihren Augen sein. Nämlich Sie mir das Feld, meine Herren, wenn auch nur für ein paar Stunden! Ich bin der Unnahbare. Ah, wenn die Männer wußten — und nun gar die Weiber —

Ich trete in einen der glänzend erleuchteten französischen Zuvellen-Räden auf dem Newitz und laufe ein paar Kleinigkeiten, die ich nach Hause schicken will. Ich wähle ein wunderliches, mit kleinen Goldsteinen besetztes Bänderchen für die Prinzessin. Fragen kann sie's nicht, und das ist gut. Nur eine Frau, die ich liebe, soll etwas tragen, das sie von mir hat. Ich habe dem einamen Mädchen versprochen, ihr Freund zu sein, und werde mein Wort halten. Sie ist wirklich zu behauern mit ihrem frivolen, unfruchtlichen Vater, der gar keine Rücksicht auf sie nimmt, ohne Mutter und Schwester, an denen sie einen Halt finden könnte.

Wie ist die ganze Episode so voller Aergernisse! Zu denken, daß ein paar Linge auf dem alten Schloß, ein paar Gesellschaftspiele, ein bischen Freundschaft so falsch ausgelegt werden konnten. Ich bin so wenig eitel, wie irgend einer, aber hier —

Wenn eintretenden Abonnenten wird der Anfang dieser Novelle auf Wunsch von der Expedition der Volkszeitung gratis nachgeschickt.

20. Januar.

Eine lange Sitzung mit Karishtine — ein erster, schwieriger, mißtholler Morgen. Der Nachmittag hat mich entschädigt. Er hat mir eine wohlthätige Empfindung hinterlassen und ein gutes, süchtiges Aroma, wie der Geschmack eines edelsten Weines. Ich lächle, während ich es niederschreibe. Alles in Folge einer Stunde, die ich bei den Amerikanern zubachte. Nachdem ich bei ein paar Damen, die ich nicht zu Hause tra, Karten abgegeben, ließ ich mich nach Sergewskaja Nr. 51 fahren. Der Hofkammer der Vereinigten Staaten ist, wie die meisten seiner Landesknechte, reich und lebt behaglich. Sie haben das kleine Palais des Grafen Massow gemietet und mit beobachtenswerter Eleganz umkleidet und arrangirt. Bei meinem Eintreten fand ich Madame North umgeben von einer Schaar Besucher. Sie machte die Honnors ihres Salons mit höflicher Einfachheit. Nachdem ich ein paar Momente mit ihr konversirt, ging ich durch den Saal nach dem Theatrich, wo ich mich bald zwischen Lady Kavier und ihrer Tochter eingefügt fand.

Die letztere hatte ein grünes Kleid an mit etwas Rot hier und da, das genau mit der Farbe ihres Saarses und ihrer Augenbrauen stimmte — ein peinlicher Effekt. Der Theatrich steht an einem Ende des Salons unter ein paar hohen Palmen, dort scheint sich das junge Volk zu sammeln, während Madame North die älteren in der Nähe der Tür hält, wo sie empfangt. Der Raum ist freundlich und wohlthätig mit tiefen, niedrigen Kissen, ein paar schönen Bildern, einem oncombroment von bric-a-brac auf den Stagen und Tischen, verhängten Lampen und einem hellen Hofseuer. Die erhiteten Wände machen die wüßischen Häuser merkwürdig warm und wir armen, in unsere Uniformen gekleideten Offiziere leben am meisten darunter. Diese Räume waren hübsch, als hier die Gewohnheit, und die Atmosphäre äußerst angenehm.

Ich wechselte einige Nichtigkeiten mit Miss Kavier, die nicht mein Schwarm ist, und deren Haar röter und deren Wangen breiter als gewöhnlich waren, und dann über einen schleimigen Nützling nach. Möglich, an der Tür eine kleine Bewegung. In demselben Augenblicke berührte Lady Kavier mit ihrer langen goldenen Lornette meine Schulter.

Wer ist die bismarquit aussehende Dame in violet Sammet? fragte sie in scharfem Mitleid.

Sie war der Gruppe, mit der sie eingetreten war, losmachend und von allen um sie her durch eine undefinierbare Unähnlichkeit geschieden, kam die betreffende Dame mit einer etwas trainten Bewegung auf den Tisch zu, an dem wir saßen. Bemerkend, daß wir ihre alle unbekannt waren und sie zu gleicher Zeit beobachteten, hielt sie, für den Moment unentschlossen, ihre Bewegung an und warf einen hifschenden Blick rückwärts nach der Dame des Hauses. Mrs. North verließ dem auch sogleich die Gruppe ihrer Freunde und ihren Arm leicht um die Gestalt der jüngeren Dame legend, drängte sie dieselbe sanft in die Richtung nach uns. Ich erbot mich.

Lady Kavier, erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Nicht vorstellen. Meine Nicht — Mrs. Kavier. Monsieur, darf ich Sie meiner Nicht vorstellen?

Der Name wurde zweimal genannt; aber diese ausländische

ichen Sylben bleiben zwischen den Zähnen des Betreffenden hängen und ihre Geheimnisse mir leicht verfließen. So stand ich denn etwas verlegen vor der „bismarquit Dame in violet Sammet.“

Sie machte mir eine unbestimmte Verbeugung, ohne mich dabei besonders anzusehen, und ließ sich unmittelbar neben Lady Kavier in einen Armstuhl sinken.

„Ich bin mid“, sagte sie.

„Sind Sie nach meinen Sehnswürdigkeiten gewesen?“ fragte Lady Kavier in jenem patriotischen Ton, mit dem ältere bedeutende Damen jüngere unbedeutende anzureden pflegen. Ich bemerkte, wie eifrig sie die elegante Gestalt der eben Angewonnenen studierte und fragte mich, wie lange wohl ihre beständige Böswilligkeit dauern würde, bis sie ihre Pfeile und Schleudern auf diese einladende Ziel zugepöht und abgeschmetzelt hätte. Ich war Lady Kavier manches Jahr durch die verschiedenen Beschlefälle weniger glänzender Tage gefolgt und kannte ihre Schwächen.

„Ja, ein wenig. Ich habe ein paar von den Kirchen abgetan. Mein Dunkel führte mich.“

„Sie sind eben erst angekommen?“ fragte Gladys Kavier.

„Lass sehen; ja, es ist noch keine Woche. Mir ist, als wären's Jahre, und sie fünfzig.“

„Wie ist gefallt Ihnen Petersburg nicht?“ fragte Miss Kavier mit grohen Augen.

„Meine Tochter genießt hier jede Minute; es giebt hier viel Amusement für die jungen Leute“, sagte die Mutter.

„Wenn die Hofhälle angefangen haben und Sie vorgestellt sind, werden Sie sich königlich unterhalten. Sie können an der „Tauride“ Schiffschau laufen und so vieles“, sagte Gladys.

„Oh, Walle! Ich bin auf so vielen Wällen gewesen“, sagte die Dame in violet, offenkundig unbehütet.

Es war nebenbei eine reizende Toilette. Sie hatte ihre äußeren Umfällungen drauhen gelassen und trug ein eng anschließendes, violettrothes Kleid, das ihre schlante Gestalt zu wunderbarer Geltung brachte. Ich vertheite nicht viel von dem Detail eines Damenoutfits; doch dies war jedenfalls sehr fein abgestimmt. Es floss in graber, schöner Linie bis zu ihren Füßen hinab, und glänzend schwarzes Zeil war darüber verstreut. Auf dem Kopfe trug sie ein sehr kleinsames Togeir in demselben dunklen Farben. Einen binnnen, weißen Schleier hatte sie straff über ihr Gesicht gezogen; aber er kam nicht bis zum Munde herab. Es war der Blumenmund eines Mädchens von zwanzig Jahren. Die verschleierte Augen waren weiche.

Sie lehnte sich tief in der niedrigen Canape zurück, aber in dieser nachlässigen Haltung war etwas, das ein wenig nach Getrauforderung schmeckte. Kavater weißt auf das charakteristische des Ganges und der Haltung hin; unter der Haut dieser Frau lauert augenscheinlich eine Fülle von Kraft und Energie. Die willen Beschlepe der Wälder und Wüsten haben wenn sie in Ruhe sind, solche stille Kraft.

Da sie mich keiner Aufmerksamkeit gewürdigt hatte, konnte ich in Ruhe diese Beobachtungen anstellen. Auch Lady Kavier studierte sie. Resultat: Unbilligung — selbstverständlich!

(Fortsetzung folgt.)